

resse an zukünftigen Beziehungen zwischen Malaysia und der Volksrepublik zu erwecken. Die Umfrage zeigte jedoch, dass die befragten Studenten einen weitgehend negativen Eindruck von China hatten. Sie waren enttäuscht vom Desinteresse ihrer in China selbst aufgewachsenen Kommilitonen an traditioneller chinesischer Kultur. Ganz besonders frustriert waren sie, dass niemand sich für ihre eigene chinesisch-malaysische Kultur und sie selbst interessierte, da sie im Vergleich zu Austauschstudenten aus Hongkong und Taiwan als „uncool“ gelten.

Lida Nedilskys „Institutionalizing the Representation of Religious Minorities in Post-1997 Hong Kong“ (211–235) beschreibt den komplizierten Prozess, in dem religiöse Gruppen in Hongkong ihre 40 Vertreter für das aus achthundert Mitgliedern bestehende Wahlkomitee für den Hongkonger Regierungschef nominierten. Nur die in der Volksrepublik staatlich anerkannten sechs Religionen durften Kandidaten stellen, und es zeigen sich interessante Kontraste und Parallelen im Prozess der jeweiligen Gruppen. Daoisten und Protestanten entschieden sich für Wahlen, während Buddhisten, Muslime und Katholiken sich für Nomination auf institutionellem Weg entschieden. Nedilskys Daten zu Mitgliedschaft in Kirchen und Gruppen werfen Schlaglichter auf die Situation von Minderheiten in Hongkong allgemein – wer, zum Beispiel, vertritt die Interessen der Filipinas, die als Migranten nicht als katholische Kirchenmitglieder gezählt werden?

Mit einem ungewöhnlich weit gefassten Begriff von „Minderheit“ und sowohl historischer als auch geographischer Weite zeigt *Marginalization in China*, dass die Begegnung zwischen chinesischem Staat und Gruppen, die nicht der Norm entsprechen, viele Gesichter und eine komplizierte Geschichte hat. Eine mobile und zunehmend in einen globalen Kontext eingebundene Bevölkerung hat und sucht neue Möglichkeiten, sich darzustellen und zu behaupten. Insgesamt geben die Aufsätze in diesem Buch einen Eindruck davon, wie kompliziert und zugleich spannend die Auseinandersetzung zwischen Randgruppen und dem chinesischen Staat ist – und wie wichtig für Chinas Zukunft.

Lydia Gerber (Pullman, WA.)

Ludwig Paul (Hrsg.): *Vom Kolonialinstitut zum Asien-Afrika-Institut. 100 Jahre Asien- und Afrikanwissenschaften in Hamburg*. Deutsche Ostasienstudien 2. Gossenberg: Ostasien Verlag, 2008. iv+192 Seiten, mit 78 Abbildungen. ISBN 978-3-940527-11-0.

Das Jubiläum, das dieser Sammelband feiert, reicht in seiner Bedeutung über Hamburgs Grenzen hinaus, denn für die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Sprachen und Kulturen Afrikas und Asiens hatte Hamburg in mehrfacher Hinsicht eine Pionierfunktion. So wurden hier die Sinologie und die Japanologie erstmals in Deutschland akademisch voll etabliert; für die Afrikanistik galt dies sogar im weltweiten Vergleich. Bis heute befindet sich hier trotz einschneidender Sparmaßnahmen das universitäre asien- und afrikanwissenschaftliche Zentrum mit der größten Fächervielfalt im Lande. Vierzehn Autoren, die alle den betreffenden Institutionen an der Universität Hamburg verbunden sind, stellen in zehn Beiträgen zuzüglich Vorwort und Einführung dar, was sich in ihren Fächern seit der Gründung des damaligen Kolonialinstituts im Jahr 1908 getan hat, wie die gegenwärtige Lage ist, und mitunter auch, welche Zukunftsperspektiven sie sehen. Alle tun dies in unterschiedlicher, aber durchweg angemessener und erhellender Weise. Im einzelnen berücksichtigt wurden die Japanologie, die Sinologie,

die Koreanistik, die Sprachen und Kulturen Austronesiens und Südasiens (mit Thaiistik und Vietnamistik), weiter die Indologie, die Tibetologie, die Islamwissenschaft bzw. Wissenschaft des Vorderen Orients, die Turkologie, die Iranistik und die Afrikanistik mit dem Sondergebiet der Äthiopistik.

Die ältesten dieser Fächer sind in Hamburg älter als die Universität, gehen sie doch auf das 1908 gegründete Kolonialinstitut zurück. Die Einführung von Hans Stumpfeldt und Ludwig Paul setzt sich mit diesem heute als anrühlich empfundenen Hintergrund auseinander und macht klar, dass man sich von dem Namen nicht täuschen lassen sollte. Das von den Verkrustungen des akademischen Lebens in der spätwilhelminischen Ära freie Institut beschränkt tatsächlich in mehrfacher Hinsicht wissenschaftliches Neuland, die Professuren an ihm „waren Lehrstühle, überwiegend die ersten in Deutschland, manchmal in Europa“ (S. 4). Zudem verfügten die Lehrstuhlinhaber „über reiche praktische Erfahrungen in den Regionen, über die sie lehren sollten“ (ebenda). Auch dieses war bis dato alles andere als selbstverständlich. Als Pioniere ihrer akademischen Fächer erarbeiteten sie deren Grundlagen methodischer und inhaltlicher Art und waren „als weltweit führende Wissenschaftler in ihren Fächern zu rühmen“ (ebenda) – ein stolzes Wort, und doch ein Urteil aus guten Gründen. Auch die Gegenwart braucht sich demgegenüber nicht zu verstecken, denn zu den 27 am Asien-Afrika-Institut herausgegebenen Zeitschriften und Schriftenreihen kommen etliche wissenschaftliche Großprojekte, über die die Beiträge genauere Auskunft geben; zudem lehren Absolventen an renommierten ausländischen Universitäten; darüber hinaus gibt es vielfältige Verflechtungen und Netzwerke mit den Forschungsregionen.

Die Einleitung warnt den Leser sogleich aber davor, zu hohe Erwartungen zu hegen: „Langwierige Archivstudien“ hätten „im Rahmen des vorliegenden Bandes nicht oder nur ansatzweise geleistet“ werden können. Die Autoren beziehen diesen Satz besonders auf den Werdegang der Fächer unter dem Nationalsozialismus, er trifft aber wohl generell zu. In der Tat mag man den gesamten Band je nach Standort und Erwartungshaltung unterschiedlich beurteilen. Endlich mal wieder – oder überhaupt zum ersten Mal – ein Blick auf die eigene Wissenschaftsgeschichte! – aber dann wird doch auf den Gang ins Archiv verzichtet und nur referiert, was sich leicht eruieren ließ? Letzterem entspricht, dass die einzelnen Studien mehr oder weniger stark personenbezogen verfasst sind, die Fachgeschichte also in erster Linie an Forschungsleistungen und Publikationen festgemacht wird. Manche Beiträge geben Quellenachweise, manche Literaturhinweise, andere nichts dergleichen. Man hätte sich auch Statistiken zur Stellenentwicklung (nicht nur der Wissenschaftlerstellen) und insbesondere zur Entwicklung der Finanzausstattung oder der Bibliotheksetats vorstellen können. Ein Überblick über die Zahl abonniertes Zeitschriften hätte Ausbauphasen und Mittelkürzungen illustrieren können. Auch zur Entwicklung historischer Diskurse in den jeweiligen Fächern hätte man gern mehr gelesen – Anja Osiander und Ole Döring haben in ihrem Buch *Zur Modernisierung der Asienwissenschaften* schon 1999 zu solchen „metageschichtlichen“ Analysen aufgerufen, doch niemand bezieht sich auf dieses Werk, und nur vereinzelt werden entsprechende Fragestellungen berührt. Hilfreich zur Gliederung des Stoffes vor einem weiteren Horizont hätte auch das Fünf-Phasen-Modell sein können, das der Rezensent einst vorgeschlagen hat (*Die Asienwissenschaften in Deutschland*, Hamburg 2002/2004, S. 259–264).

Auch wenn sich der eine oder andere von diesem Band vielleicht noch mehr erhofft haben mag, bieten alle Beiträge doch eine lohnende und aufschlussreiche Lektüre, nicht zuletzt durch die rund 75 Fotos, die den Band illustrieren. Die Publikation ist um so mehr zu begrüßen, als

fachgeschichtliche Arbeiten bei den Asienwissenschaften insgesamt eher dünn gesät sind. Dies beklagt auch die Einleitung, die sehr zu Recht konstatiert, dass „die Kenntnis der Geschichte des eigenen Fachs [...] eine Voraussetzung für die unerlässliche Selbstreflexion“ in der Wissenschaft ist (S. 6). Danken wir den Jubiläen (und speziell diesem großen runden) für den Anlass, einen solchen Blick zurück zu tun, vor allem wenn es, wie hier, mit selbstkritischer Offenheit geschieht.

In diesem Punkt zumindest unterscheiden sich die einzelnen Beiträge nicht. Alle wenden sich der Vergangenheit der Fächer, der die Verfasser schließlich selbst mehr oder weniger eng verbunden sind, mit freundlicher Sympathie zu, und da, wo es angebracht erscheint, nehmen sie auch durchaus kein Blatt vor den Mund. Alle Autoren finden hier *cum grano salis* ein gutes Maß, alle berichten Einzelheiten, die Außenstehenden gewiss überwiegend unbekannt sind, beispielsweise zur Biografie der Lehrstuhlinhaber, zu internationalen Netzwerken, Absolventen und vielem mehr.

Darstellungen zur neueren deutschen Wissenschaftsgeschichte, namentlich solche biografischer Natur, taten sich in den ersten Nachkriegsjahrzehnten oft schwer mit der nationalsozialistischen Ära, die gern gänzlich verschwiegen wurde. Inzwischen sind die unmittelbar Betroffenen verstorben, und auch ihre direkten Schüler wohl zumeist im Ruhestand, so dass eine nüchterne Sichtweise üblich geworden ist. So auch in diesem Band. Da einige Fächer ihre akademische Etablierung in Hamburg erst nach dem Zweiten Weltkrieg erlebten, mussten sich nur die Autoren der älteren Fächer (Japanologie, Sinologie, Austronesistik, Indologie, Islamwissenschaft, Turkologie, Iranistik, Afrikanistik) mit den zwölf Jahren Hitler-Regime auseinandersetzen. Sie haben sich dieser Aufgabe gestellt und sie im Großen und Ganzen zufrieden stellend gelöst, wobei der Beitrag von Achim Rohde (Islamwissenschaft, Vorderer Orient) herausragt, der dem Thema fast sechs Buchseiten widmet, mit eigens recherchierten Details aufwartet und auch den Fall der Nachwuchswissenschaftlerin Hedwig Klein erwähnt, die in Auschwitz ermordet wurde. Lediglich der Beitrag über die Indologie fällt aus dem Rahmen: Er verliert über die Nazizeit kein Wort. Dies mag insofern verständlich sein, als sich das Fach in der Person des Lehrstuhlinhabers Walther Schubring, im Amt von 1920 bis 1950, einer segenreichen Kontinuität erfreute. Trotzdem wundert sich der Leser: Gab es beispielsweise keine jüdischen Wissenschaftler oder Studenten des Faches, keine ausländischen Lektoren, keine publizistische Verbeugung vor dem „Arier-Mythos“, keine Angst vor einer Vernichtung der Bibliothek in den Bombennächten der Operation Gomorrha, keinen im Krieg gefallenen Nachwuchsindologen? Gingen Führerkult und Krieg derart spurlos am Fach vorüber, wie der Artikel schweigend suggeriert? Zum letzten Punkt, nämlich zu den Auswirkungen des Krieges auf die Asienwissenschaften, finden sich auch in den anderen Beiträgen nur wenige Äußerungen. War es denn beispielsweise im Falle der Japanologie keine Erwähnung wert, dass Karl Florenz' große *Manyōshū*-Übersetzung, bis dato erst zu einem kleinen Teil publiziert, infolge eines Bombenangriffs verbrannte und so auf immer verloren ging? Florenz hatte diese Übersetzung immerhin als seine wichtigste Lebensaufgabe erachtet.

Ehe sich die Darstellung nach der Einleitung den einzelnen Fächern zuwendet, blickt Reit Raßhöfer zunächst zurück auf das Hamburgische Kolonialinstitut und sein Zustandekommen. Damals (1907/08) trafen sich Bestrebungen in Berlin, die Kolonialpolitik zu reformieren, und in Hamburg, das Allgemeine Vorlesungswesen zu einer Institution der höheren Bildung fortzuentwickeln. Die Gründung des Instituts erfolgte dann sehr rasch mit nicht einmal eineinhalb Jahren Vorlauf. Auch danach schritt der Ausbau rasch voran und beschränkte sich nicht auf

Fächer, die für die damaligen deutschen Kolonien relevant waren. Dabei bildete das Sprachkursangebot, wie Raßhöfer konstatiert, jedoch „den größten Bereich im Lehrbetrieb“ (S. 25). Der Autor stellt sodann den Übergang des Kolonialinstituts zur 1919 gegründeten Universität dar und schlägt abschließend den Bogen in die Gegenwart.

Jörg B. Quenzer eröffnet die Folge der fachbezogenen Beiträge mit demjenigen zur Japanologie. Das Fach wurde stärker als alle anderen asienwissenschaftlichen vom Nationalsozialismus vereinnahmt. Der Hamburger Japanologe Herbert Worm hat darüber bereits publiziert. Quenzer fasst die Befunde auf drei Seiten zusammen. Es verwundert ein wenig, dass die geringe Zahl der akademischen Abschlüsse in dem Fach unter dem Lehrstuhlinhaber und NSDAP-Mitglied Wilhelm Gundert „neben den kriegsbedingten Umständen sicher auch den Schwierigkeiten der [japanischen] Sprache geschuldet“ gewesen sein soll. An ein geregeltes Studium war ja nach 1939 kaum mehr zu denken. Auch dass Hamburg zu einem japanologischen Zentrum in der Nachkriegszeit erhoben wird, wirkt etwas irreführend, wurde der zuvor von Gundert besetzte Lehrstuhl doch im Zuge der Entnazifizierung gestrichen und bis 1956 nicht wieder eingerichtet. Überzeugender wird der Beitrag im zweiten Teil, in dem er unter anderem auf die Internationalisierung und die Netzwerke der Japanologie in der Hansestadt eingeht und strukturelle Veränderungen in Forschung und Lehre benennt. Erfreulich ist, dass Quenzer seinem Beitrag eine etwa anderthalbseitige Literaturliste beifügt.

Hans Stumpfheldts Beitrag zur Sinologie ist der zweitlängste im Band; er schließt zweieinhalb Seiten zur noch recht kurzen Geschichte der Hamburger Koreanistik ein. Stumpfheldt würdigt eine Vielfalt von Aspekten und zahlreiche Personen in stets treffenden Worten. Wie andere Beitragende auch spricht er die Folgen von Sparmaßnahmen an. Auf die wichtigen örtlichen Netzwerke des Faches einzugehen, wird ebensowenig versäumt. Dies ist, hier wie anderswo im Band, richtig und wichtig, um deutlich zu machen, wie sehr sich die Fächer heute ihrer gesamtgesellschaftlichen Verantwortung bewusst sind. Der Schlussabschnitt setzt das Fach, seine Geschichte und sein Objekt, China, in eine zunächst überraschende Beziehung, wenn der Autor nämlich im Rückgriff auf die Anfänge der Hamburger Sinologie am Kolonialinstitut auf die Beziehungen Chinas zu seinen ethnisch-kulturell anders geprägten Randgebieten zu sprechen kommt, um schließlich die Verbindung von Geschichts- und Gegenwartsorientierung zu erläutern, die seit der hiesigen Gründung des Faches dessen hiesige Ausrichtung prägt. Die „Ausgewählte Bibliographie“ bleibt mit ihren gerade mal zehn Titeln leider hinter dem zurück, was des Hundertjahre Jubiläums würdig gewesen wäre. Mindestens Nachrufe auf Otto Franke und Alfred Forke hätten auch einer Minimalauswahl gut angestanden.

Der „Arbeitsbereich Austronesistik“ und die „Abteilung für Sprachen und Kulturen Südostasiens“ sind gemeinsam Thema des nächsten Beitrags, der thematisch eng mit dem folgenden, „Zur Geschichte des Arbeitsbereichs Thaiistik und Vietnamistik“, zusammenhängt, wobei diese Differenzierung den mit den Hamburger Gegebenheiten nicht vertrauten Leser verwirren muss. Sie ist den Besonderheiten der örtlichen Geschichte dieser Fächer bzw. „Arbeitsbereiche“ geschuldet, die dankenswerterweise gleich am Anfang erläutert werden. Während nämlich die Beschäftigung mit den Sprachen des austronesischen Raumes bereits vor dem Ersten Weltkrieg am Kolonialinstitut einsetzte, fanden Thailand, Birma und Indochina erst ab 1958 Berücksichtigung, und zwar als Teil des Seminars für Sprache und Kultur Chinas. 2005 wurden beide Regionalfächer schließlich zusammengeführt, und erst seit 2007 gibt es einen gemeinsamen Studiengang „Sprachen und Kulturen Südostasiens“. Am Kolonialinstitut war die Lehre in indonesischen und Südseesprachen dagegen im Rahmen der afrikanistisch

ausgerichteten „Kolonialsprachen“ aufgenommen wurden und blieb noch bis 1930/31 mit der Afrikanistik institutionell verbunden, ein Umstand, der auf der sprachwissenschaftlichen Herkunft der Fächer beruht. Inzwischen „stehen die neuen politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen des austronesischen Südostasiens und Ozeanien im Zentrum des Interesses“ (S. 93). Der Beitrag zur Austronesistik hebt ebenso wie der folgende zur Thaiistik und Vietnamistik die erfolgreichen Bemühungen um internationale Vernetzung dieser Fächer hervor; im Falle der Thaiistik und Vietnamistik wird auch auf den Zustand des Faches an anderen deutschen Lehr- und Forschungsstätten sowie außerhalb Deutschlands eingegangen. Da bislang sehr wenig zur Geschichte dieser Arbeitsgebiete publiziert wurde, ist es besonders verdienstvoll, dass sich die Autoren die Freiheit nahmen, über den Rahmen des für eine Jubiläumsschrift Erwartbaren hinauszugehen. Ein kleiner Anmerkungsapparat fungiert zugleich als Literaturliste, aber auch hier vermisst man beispielsweise Nachrufe und etliche andere Titel.

Das Fach Indologie zählt mit zu den ältesten der Hamburger Asienwissenschaften. Als der Lehrstuhl 1914 eingerichtet wurde, entsprach er der modernen Ausrichtung des Kolonialinstituts – und verwies, da Deutschland keine Kolonien in Südasien besaß, zugleich auf den weiteren Horizont, den die Hamburger Förderer des Instituts auf dem Weg zur erhofften Universität anstrebten. Dies betraf auch die Beschreibung des Lehrstuhls, der sich von denen der damals bereits fest etablierten Indologie abheben und, ähnlich der Sinologie, neben den Traditionen auch die Gegenwart berücksichtigen sollte. Auch wenn spätere Fachvertreter ihre eigenen Schwerpunkte setzten, kann sich die Hamburger Indologie rühmen, stets herausragende Lehrstuhlinhaber gefunden zu haben. Dies gilt auch für die später eingerichtete Tibetologie, der ein eigener Abschnitt gewidmet ist. Fast sechs Seiten stehen schließlich unter der Überschrift „Gegenwart und Ausblick“; eindrucksvoll ist hier die Liste der Hochschulen, an die Absolventen (Habilitierte) der Hamburger Indologie in den letzten 25 Jahren berufen wurden. Auch das nepalisch-deutsche Manuskriptsicherungsprojekt, das als wohl bedeutendstes Drittmittelprojekt der Hamburger Asienwissenschaften über 32 Jahre lief, findet hier selbstverständlich Erwähnung. Eine Literaturliste fehlt.

Achim Rohdes Beitrag über die Abteilung Geschichte und Kultur des Vorderen Orients (Islamwissenschaft) genügt mit zwei Seiten Anmerkungen als einziger den Formalien einer wissenschaftlichen Darstellung. Auch der Inhalt lässt erkennen, dass sich der Verfasser mit seiner Materie besonders intensiv befasste – unter anderem, wie erwähnt, mit dem Nationalsozialismus. Da zum damals „Semitistik“ geheißenen Fach seit 1920 auch die Judaistik zählte, lag dies auch sachlich nahe. Kritische Worte findet der Autor auch zur Person Berthold Spulers, der seinen hervorragenden Ruf als Wissenschaftler 1968 lädierte, indem er Teilnehmer an den Studentenprotesten lauthals ins KZ wünschte. Dass sich das Asien-Afrika-Institut heute auf der Höhe der Zeit bewegt, illustriert besonders klar die 1981 eingerichtete Professur für gegenwartsbezogene Islamwissenschaft. Die bisherigen Lehrstuhlinhaber schlugen von dort aus auch eine Brücke zur Afrikanistik. Dankenswert, dass Rohde nicht versäumt, auf die Beschäftigung mit der Region auch außerhalb des AAI hinzuweisen, wie sie vor allem im Rahmen der Historischen Seminars geschieht.

Raoul Motikas Bericht über den Arbeitsbereich Turkologie schließt sich inhaltlich direkt an. Da dieses Fach von Anfang an mit der Semitistik bzw. Islamwissenschaft verschwistert war, erstaunt es nicht, dass teilweise die gleichen Namen erneut auftauchen. Der nur sechsseitige Beitrag wählt als seinen Schwerpunkt wohlbedacht die gegenwartsnahen Entwicklungen, zumal die Turkologie erst 1951 als eigenes Prüfungsfach etabliert wurde. Mit dem 2008 auf

Initiative des Verfassers gegründeten interdisziplinären Türkei-Europa-Zentrum Hamburg, an dem auch die Universität Kiel beteiligt ist, zeigt die Hamburger Turkologie einmal mehr, dass die Fächer des AAI den „Elfenbeinturm“ weit hinter sich gelassen haben – sofern dieses Schlagwort jemals berechtigt war.

Mit sieben Seiten kaum ausführlicher dargelegt ist die Geschichte des Arbeitsbereichs Iranistik. Auch dieses Fach geht in Hamburg bis auf die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurück, wurde aber institutionell teils der Semitistik, teils der Indogermanistik, teils der Indologie zugeordnet und ist erst 1950 ein eigenes Prüfungsfach. Der Verfasser des Beitrags, der derzeitige Lehrstuhlinhaber Ludwig Paul, findet ebenfalls kritische Worte zum zuvor erwähnten Bertold Spuler. Nachdem das Fach zwischenzeitlich vor der Schließung stand, verfügt es heute „personell nur über eine Rumpfausstattung“ (S. 161), kann aber gleichwohl auf wichtige internationale Kooperationen verweisen.

Den Reigen der Beiträge schließt der längste ab: Es ist derjenige zur Geschichte der Abteilung für Afrikanistik und Äthiopistik. Die drei Autoren schildern zunächst kurz das Entstehen des Faches, dessen Wurzeln bis ins 17. Jh. zurückreichen. Ausführlich wird auf den Begründer des Faches, Carl Meinhof, eingegangen, mit dessen Berufung an das Kolonialinstitut die Afrikanistik überhaupt erst etabliert wurde. Er verhalf den afrikanischen Sprachen erstmals „zu wissenschaftlicher Würde“, indem er sie in die vergleichende sprachwissenschaftliche Forschung einführte (S. 166). Zudem gründete Meinhof 1910 die erste afrikanistische Fachzeitschrift der Welt. Im Nationalsozialismus trat bis 1937 „fast das gesamte Lehrpersonal des Seminars“ in die NSDAP ein. In dieser Zeit begann die wohl erstaunlichste Karriere, von der im Jubiläumsband die Rede ist: von der Sekretärin zur Professorin. Die Rede ist von Emmi Kähler Meyer, die sich 1939 habilitierte und das Fach ganz allein über die Nachkriegsjahre rettete, als die Fachvertreter und der männliche Nachwuchs sich der Entnazifizierung unterziehen mussten. Nicht minder überraschend ist, dass die Hamburger Afrikanistik noch über die 1970er Jahre hinaus theologisch (und zwar zeitweise dezidiert katholisch-theologisch) geprägt war. Der Beitrag erläutert die für den Außenstehenden unbekannteren Zusammenhänge. Besonders interessant ist auch zu lesen, welche Auswirkungen die Hamburger Afrikanistik dank der hier tätigen Lektoren oder von hier zurückgekehrten afrikanischen Studenten auf Afrika selbst hat. Im Abschnitt über „Afrikanistik in Zeiten der Wissenschaftsökonomisierung“ äußern sich die Autoren (wie schon andere weiter vorn im Band) sehr kritisch zur Hamburger Wissenschaftspolitik, unter der „Interdisziplinarität und Internationalität ... nicht nur nicht gefördert, sondern behindert wurden“. Den Abschluss bilden zwei Seiten zur „Relevanz afrikanistischer Forschung und Lehre im Zeitalter der Globalisierung“, die klar machen, von welcher hohen praktischer Bedeutung die Hamburger Forschungen gerade für Afrika selber sind. Die Autoren vertreten hier einen ganz klaren politischen Standpunkt, bei dem es, kurz gesagt, um die Teilhabe der Bevölkerungsmehrheiten afrikanischer Länder am modernen Staatsleben geht. Die „Ausgewählte Bibliografie“ verzeichnet zwei Titel – nun ja, andere nannten gar keine.

Auch wenn die Beiträge vor allem hinsichtlich der Literaturangaben zu wünschen übrig lassen, findet sich in ihnen doch eine Fülle von Fakten erstmals dargestellt, und zwar zur Vergangenheit ebenso wie zu den gegenwärtigen Verhältnissen. Immer mal wieder stößt man dabei auch auf Überraschungen. So wird im Beitrag zur Indologie/Tibetologie auf S. 118 geschildert, dass ein hiesiger Lehrstuhlinhaber gewisse buddhistische Texte erst zu lesen wagte, nachdem er sich als treuer Katholik die Lektüre vom Vatikan hatte genehmigen lassen – gera-

de im liberalen, protestantischen Hamburg ein höchst erstaunlicher Vorgang, der den Fortschritt der Wissenschaft jedoch offenbar nicht hemmte.

Ad multos annos! möchte man den Hamburger Asienwissenschaftlern nach der Lektüre dieser Jubiläumsschrift zurufen – und hoffen, dass der Band von allen Hamburger Wissenschaftssenatoren und Universitätspräsidenten (bzw. -innen) gelesen wird, die im Amt sind und sein werden.

Hans-Wilm Schütte (Hamburg)